

Stefan Kühl

Arbeit – Marxistische und systemtheoretische Zugänge



Springer VS

Arbeit – Marxistische und systemtheoretische Zugänge

Stefan Kühl

Arbeit – Marxistische und systemtheoretische Zugänge

Stefan Kühl
Bielefeld, Deutschland

Bei diesem Buch handelt es sich um eine grundlegend überarbeitete und erweiterte Fassung des Buches „Arbeits- und Industriesoziologie“ (transcript 2004).

ISBN 978-3-658-18116-1 ISBN 978-3-658-18117-8 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-658-18117-8

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2018

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Lektorat: Katrin Emmerich

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist Teil von Springer Nature

Die eingetragene Gesellschaft ist Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Inhalt

1 Arbeit – theoretische Perspektiven	1
2 Primat der Ökonomie vs. funktionale Differenzierung:	
Die Debatte über die Form der modernen Gesellschaft	11
2.1 Der Marx'sche Grundgedanke: Von der kapitalistischen Wirtschaft zur kapitalistischen Gesellschaft	12
2.2 Die gesellschaftstheoretischen Debatten: Vom Präfordismus über den Fordismus zum Postfordismus	20
2.3 Der systemtheoretische Ansatz der funktionalen Differenzierung: Kapitalistische Wirtschaft statt kapitalistischer Gesellschaft	31
3 Betrieb vs. Organisation: Die Subsumierung des Unternehmens unter die Logik der Profitmaximierung oder die Betonung der Eigenlogik der Organisation	43
3.1 Der Marx'sche Grundgedanke: Die Steigerung des absoluten und relativen Mehrwerts	44
3.2 Die Debatte: Tayloristische vs. ganzheitliche Arbeitsformen	50
3.3 Der Ansatz der Systemtheorie: Die Eigenlogik der Organisation	64
4 Arbeiterbewusstsein vs. Arbeitersein als Rolle: Klasse als Verbindungsglied von Gesellschaft und Individuum	85
4.1 Der Marx'sche Grundgedanke: Die Prägung durch Arbeit und das Klassenkonzept	86
4.2 Die Debatte: Ausbildung und Differenzierung des Klassenbewusstseins	94
4.3 Der Ansatz der Theorie funktionaler Differenzierung: Die Rolle	105
5 Für eine Renaissance der großen Theorien	117
Literaturverzeichnis	123

Arbeit ist ein schillernder Begriff. Intuitiv meint man zu wissen, was darunter zu verstehen ist. Wenn man aber genau hinsieht, wird deutlich, wie unklar es ist, was als Arbeit bezeichnet werden kann und was nicht. Dass jemand, der für seine Tätigkeit in einer Fabrik, in einem Altenheim oder einem Verein eine Entlohnung bekommt, arbeitet, mag noch unumstritten sein, aber was ist, wenn die Tätigkeit nicht entlohnt wird? Einer Unternehmerin, die ihre Firma selbst führt, kann man schwerlich absprechen, dass sie arbeitet, aber was ist, wenn sie ihr Unternehmen von anderen managen lässt und sich auf den Aufsichtsratsvorsitz zurückzieht? Wenn jemand als bezahlter Tutor an einer Universität seinen Kommilitonen die Feinheiten der Varianzanalyse beibringt, würde man vermutlich von Arbeit sprechen, aber wie sieht es aus, wenn die gleiche Person diese Leistung als Freundschaftsdienst erbringt?

Man könnte es sich einfach machen und alle menschlichen Tätigkeiten als Arbeit bezeichnen (zur Schwierigkeit siehe Applebaum 1992 und Budd 2011). Erwachsene, die ihre Kleinkinder wickeln, sie zum Kindergarten bringen oder ihnen abends aus Büchern vorlesen, würden dann Erziehungsarbeit leisten, und selbstverständlich müsste das Aufräumen, Putzen, Einkaufen und Kochen ebenfalls als Arbeit angesehen werden. Und auch jemand, der sich politisch engagiert, künstlerisch tätig ist oder ein Ehrenamt ausübt, würde nach diesem breiten Verständnis arbeiten. Wer mit seinem Partner oder seiner Partnerin spricht, vollbrächte aus dieser Perspektive Beziehungsarbeit, und wenn das auch noch mit Emotionen geschieht, würde zusätzlich Gefühlsarbeit verrichtet werden. Wer sich nach vergeblicher Beziehungsarbeit mit dem Verlust des Partners oder der Partnerin auseinandersetzt, würde Trauerarbeit leisten, und wer dies erst lange nach der Trennung verarbeitet, leistete dann Erinnerungsarbeit. Was immer wir tun, wir würden arbeiten – vorausgesetzt, es gelingt uns, diese Tätigkeiten vor uns und vor anderen als Arbeit erscheinen zu lassen (siehe Liessmann 2000, S. 86f.).

Die Frage ist jedoch: Wie genau gelingt es, uns und anderen deutlich zu machen, dass wir arbeiten und nicht einfach nur einem Vergnügen nachgehen? Alle Versuche, häusliche Tätigkeiten wie die Erziehung von Kindern, die Pflege von Angehörigen und die Zubereitung der Mahlzeiten als Arbeit anerkannt zu bekommen, verliefen erfolglos: Die finanzielle Entlohnung scheint immer noch das entscheidende Kriterium dafür zu sein, dass es sich bei einer Tätigkeit um Arbeit handelt (siehe dazu Waring 1999). Durch Bezahlung wird signalisiert, dass eine Tätigkeit jemand anderem etwas wert ist; und dann lässt sich Arbeitskraft auf Märkten handeln, genauso wie Waren und Kapital.

Die Möglichkeit und – wichtiger noch – die Notwendigkeit, die eigene Arbeitskraft auf Arbeitsmärkten anzubieten und zu verkaufen, bildete sich umfassend erst mit der Entstehung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung aus (siehe dazu Polanyi 1977, S. 94). In der Übergangszeit von der Feudalgesellschaft zur kapitalistischen Gesellschaft gab es noch viele Personengruppen, für die das Anbieten von entlohnter Tätigkeit auf dem Arbeitsmarkt keine zentrale Rolle spielte. Die auf dem Land lebenden Kleinbauern, Heimarbeiter und Handwerker hatten verschiedene Quellen, die zu ihrem Lebensunterhalt beitrugen. Sie verkauften zwar Produkte und Dienstleistungen, lebten aber in beträchtlichem Umfang von selbst angebauten und hergestellten Erzeugnissen. Aber auch die in Städten lebenden Handwerker und Lohnarbeiter pachteten ein kleines Stück Land und bauten dort Nahrungsmittel für den Eigenbedarf an, um so wenigstens teilweise unabhängig zu sein. Die in vielen Städten noch zu findenden Kleingartensiedlungen sind ein Überbleibsel dieser ökonomischen Überlebensstrategien (siehe dazu Crouch und Ward 1997; Willes 2014). Hauspersonal, Gesinde und unverheiratete Handwerksgesellen hatten in der Regel keinen Zugang zu einem solchen Stück Land. Da sie jedoch in den Haushalt ihres Arbeitgebers integriert waren, war auch für sie die Lohnarbeit nicht von zentraler Bedeutung. Die wichtigsten Grundlagen ihrer Existenz waren Kost und Logis, die sie „kostenlos“ von ihrem Arbeitgeber erhielten. Lohn in Form von Geld spielte eine untergeordnete Rolle (siehe Kocka 1983, S. 40; Kocka 1990, S. 109.). Rudimente dieser ursprünglich einmal stark verbreiteten Arbeitsform findet man bei Au-pairs, die für einen begrenzten Zeitraum und bei geringer Entlohnung in den Haushalt einer Familie integriert werden (siehe Búriková und Miller 2010).

Erst mit der Durchsetzung der Lohnarbeit wurde Arbeit zu einer durch Geld quantifizierbaren Ware. Es wurde möglich, die Tätigkeit eines Soldaten mit der eines Webers oder der eines Landarbeiters unter monetären Gesichtspunkten zu vergleichen. In Betrieben konnten Kosten für Arbeitskräfte ähnlich wie Kosten für Rohstoffe und für Kapital kalkuliert werden, und diese verschiedenen Kostenfaktoren konnten miteinander in Beziehung gesetzt werden. Es wurde möglich, auszurechnen, ob es günstiger ist, eine Aufgabe durch Einführung neuer automati-

sierter Produktionsmethoden oder durch extensiven Einsatz von Arbeitskräften zu erledigen. Und ganz zentral – von dem Moment an, als Arbeitsleistungen in Dollar, Mark oder Franken quantifizierbar wurden, wurden sie, ähnlich wie Produkte oder Kapital, auf Märkten handelbar (zur Beobachtungsfunktion von Märkten siehe Luhmann 1988a, S. 95).

Das letzte Jahrhundert ist gekennzeichnet durch das Bestreben, immer mehr Tätigkeiten als zu entlohnende Arbeit anerkennen zu lassen. Besonders die Frauenbewegung setzte sich dafür ein, dass Haushalts-, Erziehungs- und Pflegearbeit durch monetäre Belohnung aufgewertet werden sollte (siehe einschlägig Oakley 1985; Oakley 1990). Konservative Kreise übernahmen diesen Gedanken in einem gewissen Rahmen, indem sie forderten, dass Frauen vom Staat eine „Herdprämie“ ausgezahlt bekommen sollten, wenn sie ihre Kinder nicht in eine Kindertagesstätte geben, sondern zu Hause großziehen. Auch gab es verstärkt Überlegungen dazu, die Ehrenamts-, Bürger- und Eigenarbeit dadurch aufzuwerten, dass sie in irgendeiner Form entgolten werden sollte (siehe Boll und Reich 2012; Bungum und Kvande 2013). Man dachte dabei nicht nur an Formen von monetärer Entlohnung, sondern auch an Vergünstigungen in Form von Steuererleichterungen, Zugang zu Studienplätzen oder staatlichen Dienstleistungen (siehe dazu Beck 1999; Georgeou 2012).

Letztlich hat dieser Kampf um Anerkennung durch monetäre Aufwertung zur Folge, dass immer mehr Tätigkeiten einer Kommodifizierung unterliegen. Unter Kommodifizierung versteht man in den Sozialwissenschaften, dass immer mehr Dinge monetär bewertet und damit letztlich auf Märkten handelbar gemacht werden. Genauso wie Kunstwerke (Velthuis 2005), Adoption von Kindern (Zelizer 1985), menschliches Sperma und Eizellen (Almeling 2007), Organe (Healy 2006), Bildungsleistungen (Kühl 2012) oder Umweltschäden (Fourcade 2011) mit „Preisschildern“ versehen werden, würde auch der Wert von immer mehr menschlichen Tätigkeiten zunehmend in Dollar, Euro oder Yuan berechnet werden (Budd 2011, S. 43ff.).

Dass das Aufkommen von bezahlter Arbeit und die damit verbundene Entstehung von Arbeitsmärkten ein zentrales Merkmal der modernen Wirtschaft darstellt, ist unumstritten (siehe dazu Castel 1995). Eine der Kernfragen der Sozialwissenschaften ist jedoch, wie entscheidend dieser Prozess des Anbietens und Verkaufens von Arbeitskraft auf Märkten nicht nur für die Wirtschaft, sondern für die moderne Gesellschaft insgesamt ist.

Die Erklärung der Gesellschaft über die Schlüsselkategorie der Arbeit

Hinter sozialwissenschaftlich informierten Zeitdiagnosen wie der von der Arbeitsgesellschaft, der Industriegesellschaft, der Dienstleistungsgesellschaft oder der kapitalistischen Gesellschaft verbirgt sich die Vorstellung, dass Arbeit *die* zentrale

Kategorie ist, um die moderne Gesellschaft zu erklären. Mit dem Bekenntnis zu solchen Zeitdiagnosen herrschte in der Soziologie lange Zeit die Vorstellung vor, dass über die Schlüsselkategorie „Arbeit“ nicht nur die Verhältnisse in Unternehmen, Verwaltungen oder Krankenhäusern, sondern in der gesamten Gesellschaft beschrieben werden können (vgl. Offe 1985, S. 129ff.). Das hängt maßgeblich damit zusammen, dass die Entstehung der Soziologie als wissenschaftliche Denkrichtung mit der Hochphase der Industrialisierung und der Ausbildung des Kapitalismus zusammenfiel (vgl. Dahrendorf 1962, S. 7ff.). So verglich der im späten 18., frühen 19. Jahrhundert wirkende Sozialwissenschaftler Claude-Henri de Saint-Simon in „Du système industriel“ (1964), einer der ersten soziologischen Arbeiten überhaupt, die französische Gesellschaft mit einer großen Manufaktur. Sein Begriff des „entreprise industriel“ bezeichnet dabei nicht nur einen Betrieb, sondern letztlich auch die Gesellschaft selbst. Der im 19. Jahrhundert lebende Evolutionstheoretiker Herbert Spencer (1969) beschrieb die Entwicklung von einer militärischen zu einer industriellen Gesellschaft, in der der geschäftsmäßige Austausch von Leistungen zur allgemein herrschenden sozialen Beziehung wird.

Die Sozialwissenschaftler hatten lange Zeit eine deutliche theoretische Präferenz für den Marxismus – schließlich gibt es kaum eine andere Theorie, die der Arbeit eine solche Bedeutung bei der Erklärung der Gesellschaft einräumt. Die Arbeit – so schon Friedrich Engels (1962, S. 444) – sei „die erste Grundbedingung allen menschlichen Lebens, und zwar in einem solchen Grade, dass wir in gewissem Sinn sagen müssen: Sie hat den Menschen selbst geschaffen“. Spätestens nach den Umbrüchen an den Universitäten in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren orientierten sich die an Arbeit interessierten Sozialwissenschaftler in ihrer Mehrzahl an der Marx'schen Gesellschafts- und Geschichtstheorie. Kein Weg schien an Marx vorbeizuführen, bot dieser doch eine „umfassende theoretische Deutung all dessen, was man erforschen wollte, auf höchstem denkerischem Niveau“ (Bahrdt 1982, S. 14; siehe dazu auch Strangleman 2016, S. 22). Über die Schlüsselkategorie *Arbeit* hatten die an Marx orientierten Sozialwissenschaftler überzeugende Anschlussstellen an die soziologische Gesellschaftstheorie, an die Theorie des Betriebes und an Theorien über das Individuum. Konkret: Da die Klassenverhältnisse bei Marx das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit widerspiegeln, war es möglich, über das Konzept der *Klassen* die gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse, die Spannungen in Betrieben und das Verhalten von Individuen mehr oder minder mit der gleichen Theorie zu fassen.

Aber spätestens seit den 1990er Jahren scheint großen Teilen der Sozialwissenschaft der Marxismus als zentraler Bezugspunkt verloren gegangen zu sein. Ob dieser eher stillschweigende Abschied von Marx nun einer allgemeinen Theorieermüdung alter soziologischer Kämpfer, der Unzufriedenheit mit Aspek-

ten der Marx'schen Theorie oder einer politischen Ernüchterung angesichts des Scheiterns des Staatssozialismus geschuldet ist – auf jeden Fall kommt es zu einer zunehmenden gesellschaftstheoretischen Abstinenz großer Teile der Arbeits- und Industriesoziologie, der Arbeitswissenschaft und der Wirtschaftswissenschaft. Grundlegende Arbeiten über die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft stellen zurzeit eher seltene Ausnahmen dar. Neue Rationalisierungsstrategien in Unternehmen werden beschrieben, ohne dass Profitmaximierungsstrategien in eine marxistische Grundinterpretation eingeordnet werden. Forschungen über Arbeitseinstellungen werden kaum noch an die einstmals prominenten Forschungen zum Klassenbewusstsein rückgebunden.

Die marxistischen Wurzeln der an Arbeit interessierten Sozialwissenschaftler reichten so tief, dass sich die meisten von ihnen nur begrenzt an grundlegend anders gebaute gesellschaftstheoretische Konzepte heranwagten. Vorherrschend scheint der Trend zu sein, sich entweder auf Theorien mittlerer Reichweite wie Mikropolitik, Prinzipal-Agent-Theorie oder Neoinstitutionalismus zu stützen oder gleich gänzlich auf jeden theoretischen Zugang zu verzichten. Die Mehrzahl sozialwissenschaftlicher Analysen ist durch eine auffällige theoretische Bescheidenheit gekennzeichnet. Wenn überhaupt, werden Theorien genutzt, deren Erklärungsanspruch sich auf einen kleinen Ausschnitt des Sozialen beschränkt. Das Heil wird in Theorien gesucht, die nicht mehr auf die Gesellschaft als Ganzes ausgerichtet sind, sondern nur noch auf einen kleinen Aspekt des Sozialen (siehe für eine frühe Kritik Stollberg 1978, S. 21). Immer mehr empirische Forschungen werden aneinandergereiht, ohne dass das vermehrte Wissen zur Bildung einer umfassenden Theorie führen würde (Luhmann 1984, S. 7).

Jenseits der Begrenzung auf Theorien mittlerer Reichweite – Marxismus und Systemtheorie als Großtheorien

Entgegen diesem Trend zu einem weitgehenden Verzicht auf die Anbindung arbeits- und industriesoziologischer, arbeits- und wirtschaftswissenschaftlicher Forschungen an umfassende gesellschaftstheoretische Ansätze geht es mir in diesem Buch darum, die zentralen Debatten über Arbeit aus der Perspektive der beiden zurzeit besonders interessanten Großtheorien zu rekonstruieren – des Marxismus und der Systemtheorie. Dabei geht es nicht darum, eine verbindliche Definition von Arbeit voranzustellen (zu den Schwierigkeiten siehe z. B. Provis 2009; Voß 2010 oder Budd 2013) und dann zu zeigen, wie sich die Großtheorien daran abarbeiten, sondern vielmehr darum, zu zeigen, wie die beiden Theorien sich in den mit Arbeit verbundenen zentralen Kontroversen positionieren.

Der Anspruch der beiden Großtheorien – dieser „Grand Theories“ – ist es, nicht nur *einzelne*, sondern *alle* Aspekte des Sozialen erklären zu können. Von einer

Großtheorie kann man also erst dann sprechen, wenn eine Theorie die Stabilität und den Wandel von Gesellschaften erklären kann, wenn sie das Verhältnis von Wirtschaft, Politik, Recht, Erziehung, Wissenschaft, Religion, Massenmedien und Sport zueinander bestimmen kann, die Funktionsweise von Organisationen, seien es nun Unternehmen, Schulen, Universitäten, Kirchen oder Fernsehanstalten, beleuchten und wenn sie so elementare Sozialformen wie das Einkaufen in Supermärkten, den Austausch von Zärtlichkeiten auf der Betriebsfeier oder Mobbing in Schulklassen beschreiben kann.

Sicherlich – nicht zu allen sozialen Phänomenen wird bereits eine Analyse aus der Perspektive einer Großtheorie vorliegen, aber es muss prinzipiell möglich sein, jedes soziale Phänomen mit deren Mitteln zu beschreiben. Man braucht Zeit, um so unterschiedliche Themen wie die weltweite soziale Ungleichheit, die Abnahme der physischen Gewalt in modernen Staaten, die zunehmende rechtliche Gleichstellung von Frauen und Männern in Organisationen, die Vorrangregeln in Warteschlangen oder die Rollenkonflikte von Gastgebern in Talkshows aus einer theoretischen Perspektive auszuarbeiten. Der Anspruch einer Großtheorie besteht jedoch darin, diese unterschiedlichen Phänomene in ihrer Bedeutung theoretisch konsistent und gleichzeitig empirisch angemessen beschreiben zu können – sonst wäre sie keine Großtheorie.

Welche sozialwissenschaftlichen Theorien als Theorie mittlerer Reichweite und welche als „Grand Theory“ zu verstehen sind, ist nicht immer ganz leicht zu unterscheiden. Es gibt Theorien – man denke beispielsweise an die Rational-Choice-Theorie –, die als Theorien mittlerer Reichweite gestartet sind, aber immer mehr den Anspruch entwickelt haben, eine Theorie zur Erklärung aller sozialen Phänomene zu sein. Und es gibt Theorien – wie beispielsweise die Konflikttheorien von Ralf Dahrendorf (1957) oder Randall Collins (2012) –, die zwar umfassende Ansprüche zur Erklärung der modernen Gesellschaft gehabt haben, aber von denen letztlich nur eine – stark umstrittene – Theorie von Interessenkonflikten auf der Gesellschaftsebene übrig geblieben ist.

Der Test, mit der man die Reichweite einer Theorie bestimmen kann, ist jedoch vergleichsweise einfach. Man nimmt eine Theorie, die man erfolgreich zur Analyse eines sozialen Phänomens verwendet hat, und wendet sie auf ein anderes an. Wenn die Theorie zur Erklärung des anderen sozialen Phänomens nicht geeignet ist, dann hat man es mit einer Theorie begrenzter Reichweite zu tun. Häufig geben Anhänger einer Theorie dies selbst zu erkennen, indem sie offensiv erklären, dass zum Beispiel „ihre“ Theorie der Mikropolitik, der Mobilisierung von Ressourcen oder der hegemonialen Männlichkeit sehr gut geeignet ist, einige soziale Phänomene zu beschreiben, andere sich damit aber gar nicht oder nur sehr unpräzise darstellen lassen.

Um nicht missverstanden zu werden: Es ist möglich, Theorien mittlerer Reichweite vielfältig zu nutzen. Mit der Theorie des Neoinstitutionalismus lässt sich – um ein Beispiel zu nennen – gut erklären, weswegen sich bestimmte Managementmuster in Organisationen weltweit durchgesetzt haben (siehe Bromley und Meyer 2015). Mit der Praxistheorie – um ein anderes Beispiel zu erwähnen – lässt sich gut analysieren, weswegen sich in der Oberschicht ein bestimmter Habitus ausbildet (siehe Bourdieu 1979). Aber wenn man weitergehende gesellschaftstheoretische Ansprüche hat, darf man sich mit Erklärungen einzelner Aspekte des Sozialen nicht zufriedengeben, sondern muss den Anspruch haben, alle Aspekte des Sozialen erklären zu können.

In den Sozialwissenschaften existieren spätestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts zwei grundlegend unterschiedliche gesellschaftstheoretische Perspektiven, von denen eine mehr auf Klassenherrschaft fokussiert ist und die andere eher auf die Arbeitsteilung zwischen gleichrangigen gesellschaftlichen Teilbereichen. Vereinfacht ausgedrückt: Während der Marxismus Klassenunterschiede, also die durch die Produktionsverhältnisse geprägte Unterscheidung von oben und unten, als primäres Kriterium moderner Gesellschaften ansieht, erklärt die Systemtheorie die Gesellschaft aus dem spannungsreichen Zusammenspiel gesellschaftlicher Teilsysteme wie Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und Religion.

Dabei darf nicht übersehen werden, dass weder der Marxismus ein Monopol darauf hat, die Gesellschaft über Klassegegensätze zu erklären, noch die Systemtheorie die einzige Theorie ist, die das Zusammenspiel gesellschaftlicher Funktionssysteme thematisiert. Auch wenn der Begriff der Klasse vorrangig mit der marxistischen Bestimmung über den Besitz an Produktionsmitteln assoziiert wird, finden sich wichtige Klassentheorien beispielsweise auch bei Ferdinand Tönnies oder Pierre Bourdieu. Für Tönnies war der Kampf um ökonomische, politische und geistig-moralische Vorherrschaft immer auch ein Kampf zwischen Klassen (Tönnies 2010), und Bourdieu negiert zwar die Bedeutung des ökonomischen Kapitals für die Klassenbildung nicht, hält aber die Bedeutung von kulturellem und sozialem Kapital für die Klassenbildung für ähnlich wichtig (Bourdieu 1979). Die Theorie funktionaler Differenzierung wird heutzutage mit der Systemtheorie Niklas Luhmanns identifiziert, ihre Grundlagen finden sich jedoch bereits bei den Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts wirkenden Soziologen Émile Durkheim und Max Weber. Durkheim vergleicht moderne Gesellschaften mit höheren Lebewesen, in denen verschiedene Organe jeweils eine Funktion für das „große Ganze“ erfüllen. In der modernen Gesellschaft bildet sich eine „organische Solidarität“ aus, weil die verschiedenen „Organe“ gerade aufgrund ihrer Arbeitsteilung aufeinander angewiesen sind (vgl. Durkheim 1988, S. 236ff.). Auch Weber argumentiert, dass in der modernen Gesellschaft verschiedene „Wertsphären“ wie Wissenschaft, Wirtschaft, Recht, Politik und Kunst miteinander in Widerstreit geraten (vgl. Weber 1990, S. 536ff.).

Die unterschiedliche Bauart der marxistischen Theorie einerseits und der Systemtheorie andererseits führt dazu, dass Phänomene wie der Einfluss wirtschaftlicher Interessengruppen auf die Politik, das Recht oder die Wissenschaft, die Konflikte zwischen Gewerkschaften und Arbeitgebern, die Organisation von Arbeit in Betrieben, die Kooperationsbeziehungen zwischen Unternehmen, öffentlichen Verwaltungen und Universitäten oder die Klassenidentität von Proletariern verschieden betrachtet werden. Während die Marx'schen Theorieinstrumente es verlangen, die Analyse von Politik, Recht oder Wissenschaft auf die ökonomischen Verhältnisse zu beziehen und auch die Logiken von Organisationen und Individuen in engem Zusammenhang mit diesen ökonomischen Verhältnissen zu denken, betont die Theorie funktionaler Differenzierung nicht nur die Unterschiedlichkeit der gesellschaftlichen Teilbereiche, sondern stellt auch die Eigenlogik von Organisationen und Personen als Systeme in den Mittelpunkt.

Der Fokus auf drei Debatten

Im Folgenden stelle ich drei zentrale Debatten dar, in denen die marxistische Theorie mit ihrem eigenen Verständnis von Arbeit prominente Vorlagen geliefert hat und die sich deswegen besonders gut eignen, die Differenz zur Systemtheorie herauszuarbeiten. In einer veralteten Terminologie würde man von einer Analyse auf der Makroebene der Gesellschaft, der Mesoebene der Organisation und der Mikroebene des individuellen Denkens und Handelns sprechen (für eine weitere Verwendung der veralteten Terminologie siehe aber z. B. Scott 2001, S. 83ff.).

Der erste Fokus richtet sich auf die Rekonstruktion gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen. Wie wird der Konflikt zwischen Kapital und Arbeit rechtlich reguliert? Welche moderierenden Funktionen übernimmt die Politik in dieser Auseinandersetzung? Die klassische marxistische Theorie bestimmt die Funktionsweise des Rechts oder der Politik jeweils aus den Produktionsverhältnissen. Die Wirtschaft ist kein gesellschaftlicher Teilbereich unter vielen, sondern derjenige, der den maßgeblichen Einfluss darauf hat, wie die Gesellschaft insgesamt funktioniert. „Kapitalismus“ bezeichnet deswegen nicht allein die Funktionsweise des Wirtschaftssystems, sondern der Gesellschaft allgemein. Die Systemtheorie hingegen betont – wie andere Theorien funktionaler Differenzierung auch – die Ausdifferenzierung verschiedener gesellschaftlicher Teilbereiche wie Politik, Recht oder Wirtschaft, die wichtige Funktionen füreinander erfüllen, ohne dass von der Dominanz eines gesellschaftlichen Teilbereichs über die anderen ausgegangen werden kann.

Ein zweiter Fokus ist auf den Betrieb als den Ort gerichtet, an dem jedenfalls in der Hochphase der Industrialisierung die zentralen Produktionsprozesse ablaufen – die Organisation. Die klassische marxistische Theorie begreift die Kooperations-, Herrschafts- und Kontrollstrukturen in Organisationen als Teil einer Auseinander-

setzung zwischen durch objektive Interessen geprägten antagonistischen Lagern. Auf der einen Seite finden sich diejenigen, die aufgrund ihres Kapitalbesitzes über fremde Arbeitskraft verfügen können. Auf der anderen Seite stehen diejenigen, die nichts zu verkaufen haben als ihre Arbeitskraft. Die Systemtheorie gesteht zu, dass es in Organisationen Konflikte zwischen Kapitalbesitzern und Arbeitern gibt, stellt aber fest, dass diese häufig durch andere Konflikte zum Beispiel zwischen verschiedenen Abteilungen oder zwischen verschiedenen Berufsgruppen überlagert werden; sie betont indes auch die Eigensinnigkeit von Organisationen – von Unternehmen genauso wie von Universitäten, Verwaltungen und Krankenhäusern. Während in der marxistischen Theorie die Analyse von Organisationen zu großen Teilen aus den gesellschaftlichen Produktionsverhältnissen abgeleitet wurde, wird in der Systemtheorie die Eigensinnigkeit von Organisationen – von Unternehmen genauso wie von Universitäten, Verwaltungen und Krankenhäusern herausgearbeitet. Es wird in der Systemtheorie zugestanden, dass die wirtschaftliche, rechtliche, politische und massenmediale Umwelt für Organisationen eine wichtige Rolle spiele, aber es geht dieser Theorie darum, Organisationen als soziale Systeme zu verstehen, die sich über Mitgliedschaftsregeln, eigene Zweckformulierungen und Hierarchien von dieser Umwelt abgrenzen.

Der dritte Fokus liegt auf den Erfahrungen, Verhaltensreaktionen und Denkformen der durch die Produktionsverhältnisse geprägten Personen. Mit dem Begriff der Klasse besitzen die marxistisch geprägten Theorieansätze eine Kategorie, die einerseits über die Produktionsverhältnisse zwischen Arbeit und Kapital eindeutig bestimmbar zu sein scheint und die es andererseits ermöglicht, die Beziehung zwischen Gesellschaft und Individuum zu begreifen. Insofern war es konsequent, dass ein wichtiger Forschungsstrang sich mit der Ausbildung des Klassenbewusstseins der arbeitenden Bevölkerung beschäftigte. Die Systemtheorie setzt dagegen bei der Bestimmung des Verhältnisses von Gesellschaft und Individuum besonders auf den Begriff der Rolle. Aus dieser Theorieperspektive erscheint das Individuum als Rollenträger, dessen Rollenrepertoire auch die Rolle des klassenbewussten Proletariats beinhalten kann, aber eben nur als eine Rolle unter vielen.

Die zentrale Perspektive liegt also auf gesellschaftlichen Prozessen der heutigen Zeit, die sich in den letzten Jahrhunderten zuerst in Europa und in Amerika ausgebildet und dann über die ganze Welt verbreitet haben. Damit soll nicht ausgeschlossen werden, dass man aus einem marxistischen oder aus einem systemtheoretischen Verständnis viel über die Arbeit in der Antike, im Mittelalter oder der frühen Neuzeit lernen kann (siehe für prägnante historische Überblicke Conze 1972; Applebaum 1992 oder Jochum 2010). Aber die zentralen Debatten wurden über die Veränderung von Arbeit in den letzten Jahrhunderten geführt.

Primat der Ökonomie vs. funktionale Differenzierung: Die Debatte über die Form der modernen Gesellschaft

2

In aktuellen Zeitdiagnosen findet sich häufig die These einer „Ökonomisierung“ der Gesellschaft. Jede Entscheidung, die in der Gesellschaft getroffen wird, wird als eine letztlich ökonomische präsentiert. Die Wahl eines Studienfaches, eines Jobs, der Fahrspur auf der Autobahn oder eines Sexualpartners stellt sich als eine nutzenorientierte Entscheidung von Individuen dar. Aus den Wirtschaftswissenschaften kommend, gibt es die Tendenz, das „ökonomische Kalkül“ bei jeder Entscheidung als letztlich rational zu präsentieren.

Neoliberale Ansätze gehen davon aus, dass Gesellschaften zu einem höchstmöglichen Wohlstandszuwachs für alle kommen, wenn man in allen Bereichen ökonomische Kriterien walten lässt und das sich über Preise selbst regulierende Spiel der Marktkräfte nicht durch politische Interventionen verzerrt. Dieser Ansatz, der auf frühe Überlegungen des Ökonomen Léon Walras zurückgeht, proklamiert, dass Arbeits-, Finanz-, Produkt-, aber auch Freundschafts- und Heiratsmärkte sich in einem stabilen Gleichgewicht halten können, wenn man der unsichtbaren Hand des Marktes nur freien Lauf lässt (vgl. z. B. Friedman 1999, S. 414).

Die Kritiker des Neoliberalismus spiegeln in letzter Konsequenz nur diese Auffassung. Sie beklagen, dass der Planet zu einem Spielfeld ausschließlich einer Triebkraft wird: der des Profits. Die „neurotische Gewinnsucht“, die „Verlockung des Profits“ bringe „das gesamte Territorium unter ihre Herrschaft“ (vgl. Forrester 2001, S. 7 und S. 26). Kritisiert wird die Entwicklung hin zu einer „McKinsey-Gesellschaft“, in der wie bei der weltweit tätigen Unternehmensberatungsgesellschaft die „Diktatur der Effizienz“ herrsche. Dies führe zu einer „totalen Ökonomisierung der Gesellschaft“, in deren Folge alle Teilbereiche durch die Logik der Wirtschaft erfasst würden (vgl. Kurbjuweit 2003, S. 11).

Bei aller politischen Unvereinbarkeit dieser Positionen legen beide es nahe, die Gesellschaft über die Wirtschaft zu bestimmen. Die Gesellschaft erscheint als „Arbeitsgesellschaft“, „Industriegesellschaft“, „postindustrielle Gesellschaft“,